

Reise nach Mali 25.3.-1.4.07

„40 kg Freigepäck? Wirklich?“ – Ich kann es kaum fassen, was man da alles mitnehmen kann! Royal Air Maroc ist großzügig, aber nachher steht doch noch viel zu Hause herum, auch 40 kg sind irgendwann erreicht, allein das Mikroskop wiegt schon 8 kg. Also zwei volle Koffer - hin – und hergepackt - es geht nicht alles rein. Christof, der schon 3 Jahre in Mali lebt, berät mich gut, was wichtig ist mitzunehmen.

Am Flughafen treffen wir ihn und seine Renate, schneller Check-in. „Ich hab heute mal eine beschlagene Brille“, sagt der nette Mann am Schalter, als Christof 43 kg Gepäck auf die Waage stellt. Es gibt noch einen Sekt und Latte macchiato zum Abschied und Renate und Renate bleiben zurück am Sicherheitsscheck. Europa liegt hinter uns... denken wir.

„Sie sind ein Grenzfall...“

„Bitte machen Sie mal die Tasche auf – aha, Duschgel, Zahnpasta und eine große Sonnencreme. Duschgel und Zahnpasta dürfen mit im verschlossenen Beutel.“ Hab ich aber nicht, also zurück und aus einem Automaten, der praktischerweise dort hängt 3 verschließbare Plastikbeutel für 1 (in Worten: einen) Euro gezogen und wieder durch die Personenschleuse. Und da beginnt das Problem erst richtig: die Sonnencreme! Zu groß, um einfach in einen verschließbaren Beutel zu passen. „Das geht nicht,“ sagt der Herr von der Security. „Aber ich brauch die Sonnencreme in Afrika, sonst verbrenne ich.“ – „Nur, wenn es Medizin wäre, dann ginge es.“ „Aber das ist Medizin für mich, das ist die einzige, die ich vertragen kann.“ „Hier steht aber nur drauf „Apothekenpflichtig“. Wenn hier stünde „Verschreibungspflichtig“, wäre das in Ordnung. Haben Sie das Rezept dabei?“ – „Nein, die hab ich mir selbst verschrieben, ich bin nämlich Arzt,“ und ziehe meinen Arztausweis heraus. „Tja, das ist ein Grenzfall, da muss ich die Bundespolizei fragen.“ Der Beamte kommt, das gleiche Spiel, die gleichen Sprüche und endet ebenfalls: „Sie sind ein Grenzfall, da muss ich meinen Vorgesetzten fragen. So etwas steht nicht in den Richtlinien.“ Der Chef kommt, das gleiche Spiel, die gleichen Worte, ich lächle freundlich und ruhig, er drückt mir meine Sonnencreme in die Hand und wünscht mir einen „Guten Flug“.

Na, das kann ja heiter werden, wenn das so weiter geht!

Casablanca

Aber danach geht alles glatt, bei schönstem Wetter sehen wir Gibraltar und die Meerenge. 12 km ist hier Europa nur von Afrika getrennt. Und doch liegen Welten dazwischen.

Nach 3 Stunden Flug Zwischenlandung in Casablanca – 7 Stunden bis zum Weiterflug, na ja, die Hälfte der Strecke haben wir schon geschafft. Und Royal Air Maroc spendiert uns noch ein Essen – allerdings nur auf Nachfrage gibt es den Essensgutschein für die Cafeteria. Es gibt auch nur ein Essen zur Auswahl, das 2. halbe Huhn in wenigen Stunden. Aber da es gut ist, sind alle zufrieden.

Jetzt habe ich die Sprachgrenze überschritten, von nun ab nur noch französisch, wovon ich nur ein paar Worte verstehe. In der Wartzone des Flughafens beginnt Schwarzafrika, Frauen in farbenprächtigen Bubus, dem dreiteiligen Gewand Westafrikas: Rock, Bluse und Kopftuch, aber nicht islamisch verhüllend, sondern die Haartracht hervorhebend, alle Farben sind vertreten: Ton in Ton und welche kräftigen Farben.

Die Kinder herausgeputzt – wie kleine Prinzen und Prinzessinnen.

Um 23.30 Uhr geht es weiter, noch 3 Stunden bis Bamako, es gibt das dritte halbe Huhn.

Als der Flieger um 2.30 Uhr morgens in der Hauptstadt Malis landet, sind es 27 Grad, aber

trocken, kaum Luftfeuchtigkeit. Ich schwitze so schnell, dass der Schweiß verdunstet ist, bevor ich ihn bemerke.

In 30 Sekunden durch die Passkontrolle

Die Polizeikontrolle ist die schnellste, die ich je erlebt habe, nach 30 Sekunden habe ich meinen Stempel im Pass. Jetzt nur noch das Gepäck und ab ins Bett. Aber 1 Gepäckstück Christofs kommt nicht. Zollkontrolle fast gar nicht, nur einmal Koffer durchleuchten und ich stehe unter dem dunklen Himmel Afrikas mit warmer Luft und funkelnden Sternen. Sako - ein Freund von Christof - holt uns ab mit seinem Taxi. Während ich mit dem ganzen Gepäck warte, gehen sie noch, das verlorene Gepäckstück reklamieren. Ich werde in der Viertelstunde Wartezeit nur 2 mal vorsichtig angesprochen, ob ich ein Taxi oder Hotel brauche. Ein freundliches „No, merci“ und ich werde nicht weiter belästigt. So werde ich Mali in den folgenden Tagen immer wieder erleben : Zurückhaltende, freundliche Leute, die nie lästig werden.

Der Niger – 3 mal größer als der Rhein

Die Strassen in die Stadt sind gut, es herrscht praktisch kein Verkehr, nach einer Weile erreichen wir die Uferhöhe des Nigers – und vor uns liegt der gewaltige Strom, am anderen Ufer blinken die Lichter Bamakos, Hauptstadt Malis mit 1,3 Millionen Einwohnern. 2 große Brücken führen über den Fluss. Nachdem wir eine der Brücken passiert haben, sehen wir links ein großes Neubauviertel mit repräsentativen Bauten. „Hier baut Gadhafi auf seine Kosten ein völlig neues Regierungsviertel,“ erklärt mir Christof, „so wie er früher schon das Hotel der Freundschaft errichtet hat, das größte Bamakos.“, was auch gleich darauf erscheint. Auf einem Kreisel steht ein riesiges Nilpferd aus Beton .

Mali heißt Hippopotamus oder Flusspferd und Bamako Krokodilstadt

So ist das Nilpferd auch das Nationalsymbol Malis. Die Ampeln funktionieren, wir halten auch bei rot, das Motorrad neben uns aber nicht. Die Weihnachtsbeleuchtung ist noch montiert und leuchtet. Sako erklärt mir: „Früher wurde die Beleuchtung immer schnell wieder abgenommen, weil die Glühbirnen geklaut wurden. Jetzt haben sie sie höher gehängt, es werden auch nicht mehr so viel Glühbirnen geklaut, so freuen sich halt alle dran.“ Tja, Mali sei zwar ein islamisches Land (über 90 % der Bevölkerung sind Moslems), aber so ein Fest könne man doch nicht auslassen.

Im Zentrum zwischen Freiheits- und Unabhängigkeitsplatz sieht alles fast europäisch aus, wenn da Sako nicht plötzlich hart in die Bremsen steigen müsste, weil eine Zeburinderherde von 30 Tieren einmal quer über den Platz getrieben wird.

Dahinter beginnt der Markt. Es ist noch kein Mensch da, die Waren liegen verpackt in Säcken oder Bündeln herum, die Möbel stehen frei, ich wundere mich über so viel Vertrauen.

Ab jetzt sind nur noch die Hauptstrassen geteert, die Nebenstrassen sind rote Staubpisten, die rote Erde Afrikas. „Staub ist das Hauptproblem Bamakos, es staubt alles voll mit diesem feinen Staub, der in jede Ritze geht,“ erläutert Christof. Und daher sind in seinem Haus auch alle Geräte mit Tüchern abgedeckt, wenn sie nicht benutzt werden. „Hast Du Deine Augenklappe aus dem Flugzeug noch? Die wird hier gern als Staubschutz zum Atmen verwendet. Brauchen die hier oft...“

Um 4 Uhr früh erreichen wir das Haus, noch einen Schluck vom guten Wasser „Tombouctou“ trinken, Ventilator und Klimaanlage an, es sind immerhin 25 Grad mehr als zu Hause.

Montag, 26.3.

Um 8 Uhr wache ich bereits auf und schaue mich um. Die kalte Dusche tut gut. Ich habe das Gefühl, als würde mein Gehirn langsam wieder auf seine normale Größe zusammenschnurren, ich greife nach dem Handtuch: „Welcher Idiot hat das denn auf die Heizung gelegt?“ schimpfe ich los – nur es ist keine Heizung da. Daran werde ich mich in den nächsten Tagen wohl gewöhnen müssen. Das ist jetzt die fast heißeste Jahreszeit, mit der im Mai /Juni einsetzenden Regenzeit wird es kühler, aber auch viel schwüler. Mein Thermometer zeigt 38 Grad, stirbt aber bereits am dritten Tag den Wärmetod und ist nicht mehr zu benutzen.

Das Haus ist geräumig und hat eine sehr schöne Terrasse. Das Schwimmbad ist mit Erde aufgefüllt und hat so einem schönem Sitzplatz für die Nachmittag- und Abendstunden Platz gemacht. „Ich kann doch in einem Land, wo Wasser so kostbar und teuer ist, kein Schwimmbad betreiben“, ist der Kommentar von Christof. Direkt daneben ist der Hühnerstall.

Mustafa ist der Chef, George Bush muss sich ihm unterordnen

Mustafa ist der Chefhahn und benimmt sich auch so. Die übrigen Hähne sind alle nach Diktatoren benannt: Saddam Hussein, Gadhafi und George Bush. Der letztere steht auch als nächstes auf dem Speiseplan. Leo ist der Wachhund und liegt am Eingangstür zur Strasse, alles ist von einer hohen Mauer umgeben.

Die Außenwände der Mauer zur Strasse hin hat Christof schön bemalt, auch die Hauswand neben der Terrasse zierte ein solches abstraktes Gemälde, das an Miro erinnert. Auch überall im Haus hängen seine ästhetischen Bilder.

Auf der Terrasse steht ein großes Sofa und dort genieße ich die frühen Morgenstunden. Ich beobachte die teilweise sehr farbenprächtigen Eidechsen, die die Mauerwände rauf und runter sausen.

Gegen 9 Uhr kommt Sanata, die Frau von Madou - ein guter Freund von Christof. Sie hat einen Säugling auf den Rücken gebunden, die kleinen Fußsohlen gucken mich aus dem Raum zwischen Busen und Oberarm an wie 2 Augen. Mit dem Säugling auf dem Rücken wird sie die nächsten Stunden arbeiten, selbst beim Wischen. Kurz danach kommt Assa. Die beiden kümmern sich um das Haus und die Mahlzeiten. Es ist alles blitzblank geputzt. Assa wird meine erste afrikanische Patientin: Sie hatte einen Autounfall im Taxi vor einigen Tagen und hat eine Rippenprellung. Also kein wirkliches Problem.

Nach dem Frühstück gehen wir gegen 11 Uhr zum Markt einkaufen.

Hippodrome ist keines der ärmsten Viertel, trotzdem ist in der Mitte der Strasse ein offener Abwasserkanal, wo zusätzlich noch die Abwässer einer kleinen Färberei, die einige Frauen ein wenig höher in der leicht abschüssigen Strasse betreiben, hineingegossen werden, so dass hier eine wahre Giftbrühe die Strasse herunterläuft.

Und links und rechts spielen Kinder. Auch heute an einem normalen Werktag, wo sie eigentlich in der Schule sein sollten. Aber die Schule kostet Schulgeld und die zahlreichen Privatschulen kosten noch mehr. Das können sich viele Familien hier nicht leisten.

Auf dem Weg zum Markt sehen wir 2 defekte Müllautos, die Strassen sind voller Plastikreste.

Wir kaufen ein - Kochbananen, Tomaten, Kartoffeln, Maniok, Salat - alles frisch und in guter Qualität, auch wenn man das unter den staubigen Planen und Verschlagen so kaum vermuten würde.

Überall ist Christof bekannt und zig mal läuft das Begrüßungszeremoniell ab:

„Hallo Madou Jarra“ – das ist Christofs Name in Mali und heißt Bruder von Madou

Wie geht es ? - Gut

Und dem Vater ? - Gut

Und der Mutter ? - Gut

Und der Kindern ? - Gut

Und der Familie ? - Gut

Ich wünsch Dir alles Gute! - Amen

Ich wünsche Deinem Vater alles Gute! - Amen

Ich wünsch Deiner Mutter alles Gute! - Amen

Ich wünsch der Familie alles Gute! - Amen

Die Varianten dieses Zeremoniells sind zahlreich und richtig Spaß kommt auf, wenn Christof die falsche Floskel an der falschen Stelle benutzt. Die Menschen gehen respektvoll miteinander um. Die Frauen gehen sehr stolz und aufrecht, aber die brauchen wir nicht zu grüßen.

Französisch ist zwar die offizielle Amtssprache, gesprochen wird aber Bamananko – das ist Bambara durchsetzt mit Französisch. Bambara ist die Sprache einer der größten Ethnien in Mali.

Im afrikanischen Supermarkt holen wir Linsen, der ist einfacher und billiger. Im arabischen Supermarkt - meist fest in libanesischer Hand - tauschen wir Geld und kaufen das gute Tombouktu-Wasser - so der Handelsname - ausschließlich für mich, damit ich keinen Durchfall bekomme – und das klappt auch.

Auf dem Rückweg treffen wir einen älteren Herren, der perfekt deutsch spricht, da er viele Jahre in Halle gelebt hat.

Nach dem Essen folgt ein ausgiebiger Mittagsschlaf, die letzte Nacht war doch verdammt kurz.

Das Bein mit der Wundinfektion musste amputiert werden, da der Transport über 500 Km nach Bamako so lange gedauert hatte

Am Abend treffen wir uns mit unseren afrikanischen Partnern, die an einer engen Kooperation mit uns interessiert sind. Es sind

- Haby Dembele, 55, geschieden, 2 Kinder, sie betreibt einen Catering-Service und hat viele Jahre in New York und Paris gelebt, spricht gut englisch, direkte Nachbarin von Christof
- Dr. Seydou Sougoulé, Allgemeinarzt und Radiologe mit verschiedenen Einsatzorten in Bamako, 36, wohnt in der gleichen Straße wie Christof, spricht nur einige Worte Englisch
- Abdulaj, Im- u. Exportkaufmann, Mitte 40, kann gut Englisch und weiß, wie man einen Container von Dakar nach Bamako bekommt.

Ich stelle die bisherige Arbeit mit Cuba vor und erläutere unsere Prinzipien:

- Kostenlose Verteilung der Spenden für die Armen
- transparente Verteilung der Güter
- nachhaltige Hilfe, ohne dass Abhängigkeit von Europa entsteht

Damit sind alle drei sehr einverstanden.

Dr. Seydou erzählt einige Details über das Gesundheitssystem:

Es gibt ein Nebeneinander von privaten und staatlichen Einrichtungen.

Die staatlichen Einrichtungen sind wie eine Pyramide aufgebaut:

Die Basis bilden die CSCOM (Centre de Sainte Comunitaire)

Hier versorgen 1 oder 2 Allgemeinärzte ev. mit einem Gynäkologen die Bevölkerung

Darüber gibt es die CdR (Centre de Sante de Reference)

Sie verfügen über ein Labor, es gibt Fachärzte und einige Beobachtungsbetten.

Man kann sie am ehesten mit einer fachärztlichen Poliklinik vergleichen.

An der Spitze stehen die Hospitäler, nur die Provinzhauptstädte haben je eines.

Es gibt einen Dialyseplatz in ganz Mali,
der zweite ist defekt

Es gibt ein Computertomogramm (gespendet von der Telefongesellschaft Orange),
das alte CT arbeitet nur zeitweise

für das gesamte Land mit 13 Millionen Einwohnern.

„Da nimmt jemand sein eigenes Geld, fliegt Tausende von Kilometern , nur um mal bei uns vorbeizuschauen und zu fragen, ob er uns helfen kann – das ist verrückt.“

Dr. Seydou

Danach beginnt eine heftige Diskussion zwischen den Maliern, wie man die Arbeit am besten organisieren könne. Sie haben Angst, dass zuviel politische Einflussnahme erfolgt, wenn man die Arbeit an eine offizielle Institution anbindet. Kürzlich sei der Container einer Hilfsorganisation umgelenkt worden in eine andere Stadt, weil dort gerade Wahlkampf war. Das müsse man verhindern. Haby hat sich erkundigt, dass eine zollfreie Einfuhr nur möglich ist, wenn auf malischer Seite eine „non-profit“-NGO existiere, die staatlich anerkannt sei. Also beschließen alle vier (incl. Christof, der aber nur vorübergehender Vermittler sein will), diesen Weg zu gehen. Die von mir skizzierten Prinzipien finden alle sehr gut, das soll so in die Satzung aufgenommen werden. Dieser Weg mache politisch unabhängig. Dazu brauchen sie ein entsprechendes Schriftstück von unserer Seite. Trotzdem brauche man politische Protektion. Diese solle über die „Promotion de la femme“ erreicht werden, deren Schirmherrin die Präsidentengattin sei.

Unter diesen Umständen wird das geplante Treffen mit der Präsidentengattin erst einmal zurückgestellt, das könne man beim nächsten Besuch immer noch tun. Wichtiger sei es die eigenen Strukturen klar zu kriegen. Sie wollen einen Satzungsentwurf machen und mir zuschicken. Die Organisation solle genauso heißen wie die deutsche, aber mit dem Zusatz „Mali“.

Viel Zeit nahm dann die Diskussion über die Transportmöglichkeit für Container von Dakar, Senegal, dem nächsten Seehafen, nach Mali ein. Unter 2500 Euro für einen 40 Fuß-Container sei das nicht möglich, berichtet Abdulaj, ein handfester, gut organisierter Geschäftsmann. Er will noch genauere Zahlen schicken.

Lagermöglichkeiten bestehen, Dr. Seydou hat ein leerstehendes Haus, etwas außerhalb von Bamako. Die Verteilung müsse man dann organisieren.

Alle machen einen sehr motivierten und engagierten Eindruck. Hier sind Leute versammelt, die ihr Land voran bringen wollen. Das ist eine gute Basis.

„Dass sich überhaupt jemand für dieses Land interessiert..“

Haby Dembele

Ich schlafe gut und fest, 3 Liter Wasser habe ich heute getrunken und kaum Urin. Und die paar Tropfen sind hochkonzentriert. Ich werde noch mehr trinken müssen.

Die nächsten Besuche sollten möglichst zwischen November und Februar liegen, wenn das Klima nicht so heiß ist. Dafür gibt es jetzt kaum Mücken. Trotzdem schlucke ich brav meine Malariaphylaxe, eine 2. Malaria möchte ich nicht noch einmal haben.

Dienstag, 27.3.

Nach dem Frühstück - heute gibt es die leckere, gestern gekaufte Mangomarmelade - kommt meine 2. afrikanische Patientin, Mama Jarra. Die Nachbarin von gegenüber, die eine Familie von bestimmt 25 Leuten dirigiert.

Sie ist über 60 und kann wegen Knieschmerzen nicht mehr laufen, so sitzt sie viel Zeit auf einem Stuhl vor dem Haus und sieht zu, was auf der Strasse passiert.

Sie hat einen Verschleiß am Knie, wahrscheinlich auch einen Innenmeniskusschaden. Ich überreiche ihr Ibuprofen zur Bedarfsmedikation. Mehr kann ich für sie nicht tun. Zusätzlich gebe ich ihr 2 Cool-packs. Die soll sie in der Sonne wärmen und damit ihre Schmerzen lindern.

Wir verteilen an die Nachbarkinder Kuscheltiere, so dass jeder eines bekommt. Einige kleine Jungen wollen sich zwar ein zweites holen, nachdem sie das zuerst geschenkte schnell haben verschwinden lassen, das regeln die Mädchen aber zügig, indem sie uns genau sagen, wer noch keins bekommen hat. Auf jeden Fall erobern wir so die Herzen der Kinder, und wann immer wir uns auf der Strasse zeigen, haben wir mindestens 2 Kinder an jeder Hand.

Das CSCOM im Wahlkreis des Präsidenten soll das Beste in Bamako sein

Gegen 10.30 Uhr kommt Haby in ihren Kleinwagen und wir fahren zum CSCOM des Stadtbezirks Hippodrom. Der leitende Arzt begrüßt uns und führt uns herum. Hier arbeiten 2 Ärzte für ca. 30 000 Einwohner – ein Allgemeinarzt und eine Gynäkologin. Ein gespendetes Ultraschallgerät steht in der Ecke, man weiß nicht genau, ob es defekt ist oder ob nur ein Bedienungsfehler vorliegt. Es existiert ein Minilabor. Eine kleine Apotheke

versorgt die Patienten, hat aber nur wenige Medikamente vorrätig, meistens aus Indien. Das Gebäude sieht gut aus, schön gestrichen.

Es ist brechend voll. Jede Konsultation eines Arztes kostet 600 CFR (knapp einen Euro), was viel ist in einem der ärmsten Länder der Erde. Medikamente und Hilfsmittel müssen extra bezahlt werden. Trotzdem ist das billiger als in privaten Einrichtungen, die ca. das Doppelte verlangen.

Impfprogramme für Kinder sind kostenlos. Es wird gegen 10 Erkrankungen geimpft, incl. Tuberkulose.

Die Gynäkologin verfügt über verbeultes Stethoskop, das war es .

Schwerpunkt der Behandlung sind schwangere Frauen und Kinder, deswegen haben die einzelnen CSCOMs oft Beinamen wie „Maternité“. Es gibt noch einige Beobachtungsbetten. Damit ist die Grundversorgung der Patienten gesichert (????).

Als wir zurückkommen hat Assa ihr Röntgenbild der Lunge besorgt, das nach ihrem Unfall entstanden ist. Es ist von guter Qualität und zum Glück in Ordnung.

„Die Gebäude stehen , aber es ist nichts drin.“

Die Referenzzentren sind die mittlere Ebene der Gesundheitsversorgung.

Um 12 Uhr holt mich Dr. Seydou ab, es geht zum „PMI central“ (Protection maternal infantil), dem Referenzzentrum der Comune III, also des 3. Stadtbezirks von Bamako - zuständig für 100 000 Einwohner. Hierhin überweisen die CSCOM ihre Problempatienten. Hier gibt es ein Labor, eine kleine Apotheke, einen HNO-Arzt, eine Kinderärztin und einen Augenarzt sowie einen „OP-Block“ u. Dr. Seydou, der zeitweilig hier Ultraschall-Untersuchungen macht. 6 oder 7 Ärzte insgesamt. Wir besuchen das minimal ausgestattete Labor. Die Ausrüstung des Augenarztes besteht aus einem Augenspiegel sowie einem Kasten zum Anpassen von Brillen. Diesen Kasten hat ein Optiker leihweise zur Verfügung gestellt, wohl mit der Absicht, die dann verordneten Brillen auch liefern zu dürfen.

Der HNO-Arzt hat eine Kopflampe – Punkt.

Die Kinderärztin verwickelt uns in ein längeres Gespräch. Außer dem Stethoskop habe sie keine Möglichkeit zu untersuchen, der Untersuchungstisch ist rostig, was man aber erst sieht, als das Tuch hochgehoben wird. „Das Schlimmste ist, dass ich keine Notfallmedikamente habe. Ich habe nicht einmal Kortison oder Adrenalin zum Spritzen, geschweige denn eine Reanimationseinheit.

Wenn ein Kind einen Krampfanfall hat, muss ich erst die Eltern mit einem Rezept über eine Ampulle Valium in die nächste Apotheke schicken, das kann dauern und solange geschieht nichts. Es vergeht wertvolle Zeit, in der das Kind im schlimmsten Fall stirbt. Und wenn die Eltern kein Geld haben, um das Medikament zu bezahlen, dann hat das Kind Pech gehabt.“

Und ihre Assistentin nickt immer dazu: „Ja, so ist es..“

Seydou findet plötzlich während des Rundgangs ich bräuchte auch einen malischen Namen ,den hätte hier jeder. Nach kurzem Ratschlag beschließen Christof und er „Abdul Sallam“ - Herr des Friedens - das würde zu mir passen.

Wir treffen noch eine Ärztin, die uns auf deutsch anspricht, sie hat in Leipzig studiert.

Am nächsten Tag frage ich Seydou, welchen Eindruck denn mein Besuch hinterlassen hätte, der allgemeine Kommentar sei gewesen: „Dein Deutscher, der macht das schon...“

„Das Gabriel Touré– die Uniklinik von Bamako, das Beste, was Mali zu bieten hat..“

Ich soll heute auch noch die dritte Säule der Gesundheitsversorgung kennen lernen, die Uni-Klinik, das Gabriel Touré - kurz auch GT genannt. Teile des Gebäudes sind komplett neu gebaut. Es wird allerdings nur ein kurzer Besuch, aber er gibt einen guten Eindruck. Es ist zum Bersten voll, jede Wartezone heillos überfüllt. „Wenn Du hier keine guten Beziehungen hast, da kannst Du ewig warten!“, sagt Christof. Über die Stationen gehen wir - wie alle hier. Die Türen zu den Krankenzimmern sind auf – bis zu 12 Betten stehen im Zimmer. Auch hier ist alles voll, immer noch ein- zwei Personen zusätzlich, die auf dem Boden sitzen oder liegen und den oder die Kranke mit Essen und Wäsche versorgen. Darum kümmert sich das Krankenhaus nicht. Und so liegt mancher Patient direkt auf der gummierten Oberfläche der Matratze. Vor dem Krankenhaus gibt es dann viele Garküchen für das Essen, auch eine Ecke zum Waschen und Wäscheaufhängen gibt es. Entweder selber machen oder eine der Frauen hier dafür engagieren.

„Kürzlich musste der Chirurg kürzlich einen Patienten nach der Operation auf den Boden legen, weil kein Bett da war. Es war keins mehr übrig“, berichtet Dr. Seydou.

Als Weisse fallen wir hier überall auf, Christof kennt wieder viele Leute, weil er hier vor einem Jahr seine Freundin, die einen Beinbruch hatte, betreut hat (Bericht in der Anlage) Wir begrüßen Seydous Chef, und sehen das tolle neue CT – gespendet von der Telefongesellschaft Orange. Es funktioniert gut. Das alte CT hat ständig technische Defekte und ist kaum einsetzbar.

Hier ist der Unterschied gut abzulesen:

Mali mit 13 Millionen Einwohnern hat 1 CT
Bochum mit 400 000 Einwohnern hat 8 CTs
Hochgerechnet ist das ein Verhältnis von 1:300

Das gleiche gilt für Ultraschallgeräte, das Krankenhaus hat ein gutes u. ein altes Gerät, das ist die wesentliche med.-technische Ausstattung.

Gegen 14 Uhr sind wir zurück, eine Cola, einmal waschen, Hemd wechseln und weiter zum nächsten Termin.

Direccion national de la promotion de la femme

„In deinem Bubu kommst du nicht mit, zieh dir was Vernünftiges an!“, hatte Haby zu Christof gesagt und es vollzog sich eine sichtbare Verwandlung vom Halbmalier zum klassisch gekleideten Europäer mit Jackett. Denn wir haben Termin bei der nationalen Vorsitzenden der Stiftung für die Frauen, Mme Kante Damare Touré. Die Schirmherrin dieser Stiftung ist die Präsidentengattin, la madam la, wie Haby sich ausdrückte.

Und von diesem Besuch versprechen wir uns die nötige politische Unterstützung, die ein Vorhaben wie das unsere braucht. In einem normalen Bürogebäude am Rande Bamakos werden wir empfangen. Das Büro ist repräsentativ, die Tür gepolstert. Die Vorsitzende eine elegante Frau Mitte 50, die perfekt Englisch spricht. Von ihr kam der Rat, eine eigene NGO in Mali zu gründen und sie verspricht uns politische Unterstützung. „Die könnt ihr auch brauchen.“ Die ganze Atmosphäre ist herzlich.

Sie will uns eine Liste schicken mit allen beantragten Projekten, so dass wir uns in Zukunft daraus aussuchen können, z.B. welches Dorf welche Wünsche hat. Sie fragt nach, ob wir auch Ausbildungsförderung betrieben, da oft Maschinen kämen, die niemand bedienen könne. Ich gebe ihr als Antwort einen kleinen Bericht über unsere Dialyseaktivitäten in Cuba. Hier haben wir ein zentrales Problem - Ausbildung.

Das ist doch ein gravierender Unterschied zu Cuba. Hier ist auch Know-How-Transfer erforderlich.

Der Name Cuba weckt hier nirgendwo Antipathien wie in Deutschland, ich erlebe eine offene Atmosphäre, eher sogar oft eine Bewunderung für diesen Staat.

Nach 1 Stunde verabschieden wir uns, ich habe das Gefühl, eine neue Freundin für unser gemeinsames Anliegen gefunden zu haben. Ganz zum Schluss kommt heraus, dass sie eine Schulfreundin von Haby ist, die beiden kennen sich schon lange. „Und man tut besser gleich, was Haby will, sonst hat man sie ständig am Telefon...“

Na, das hört sich gut an, wir verabschieden uns noch beim Pförtner, der den uns servierten starken Mali-Tee gekocht hat.

Tees gibt es viele in Mali, Kinkeliba z.B., bekömmlich, leicht und wohlschmeckend, aber der stärkste, beste und süßeste ist der Mali-Tee,

getrunken aus kleinen Gläsern, gekocht auf Holzkohle, und in einer Art Zeremonie immer wieder vom Glas in die Kanne, von der Kanne ins Glas gegossen, so dass am Ende die Hälfte des Glases voll Schaum ist, der Tee macht nur noch 2-3 kleine Schlucke aus, aber die haben es in sich. Die können Tote aufwecken.

Ich schlaffe ab auf dem (zugeschütteten) Schwimmbad, es gibt Shoa – ein Linsen-Bohngemisch, sehr wohlschmeckend.

Meine dritte malische Patientin ist eine Nachbarin, sie fällt auf wegen ihres Hustens, sie weiß schon, dass sie Asthma hat, nimmt nur Salbutamol bei Bedarf, solch ein Spray kostet hier 20 Euro. Das ist doppelt so teuer wie in Deutschland. Aus meiner Reiseapotheke kann ich ihr einen dalassen. Von inhalierbarem Kortison hat sie noch nichts gehört.

Dann kommen alle Kinder, die die Schnuffeltiere von uns geschenkt bekommen haben, noch einmal vorbei, bleiben verlegen an der Tür stehen, und sag mal ganz laut, mal kaum vernehmbar: „Merci.“

Am Abend kommt Naomi, eine Schweizer Ethnologin, die seit 8 Jahren in Mali an den Auswirkungen von AIDS auf die Gesellschaft forscht.

AIDS ist in Mali seltener als in Ostafrika

Die offizielle Politik ist hier sehr aktiv, fast alles wird mit internationalen Geldern bezahlt, der „global fund“ zahlt auch für die TBC- u. Malariamedikamente.

AIDS-Test u. Behandlung sind frei. Zum Gehalt bekommt man eine Zulage, wenn man HIV- positiv ist. AIDS-Waisen gibt es praktisch nicht, da diese von den typischen mali-schen Großfamilien aufgefangen werden. Viele in der Bevölkerung glauben aber nicht, dass es die Krankheit überhaupt gibt. Sie sei eine Machenschaft des Nordens, um Afrikaner am Geschlechtsverkehr und Kinderkriegen zu hindern.

Wenn der Iman nicht regelmäßig rufen würde, würde ich kaum merken in einem islamischen Land zu sein

Das fängt damit an, dass keine Frau ein Kopftuch trägt, Alkohol ist überall verfügbar. Nur wenige Leute sieht man demonstrativ beten. Ich werde auch von niemanden auf Religionsfragen angesprochen. Frauen beherrschen das Straßenbild, können selbst – wie Haby – als geschiedene Frau angesehen leben. Frauen finden sich in vielen leitenden Positionen, wie ich beim Besuch der Einrichtungen des Gesundheitswesens heute selbst sehen konnte.

„Mali hat mein Bild vom Islam revolutioniert“, sagt Christof, „ein liberaler, weltlicher Islam, wie man ihn bei uns sich kaum vorstellen kann.“ Aber trotzdem hat eine Frau es sehr schwer, die mit 16 „ein Kind gefunden“ hat; die heiratet keiner mehr, alle wollen eine „anständige“ Frau.

Abends im Dunkeln gehen wir dann 4 Strassen weiter zum Supermarkt und holen uns 2 Fl. Bier und einen guten Ananassaft: „The tropical sun of Africa“. Kaum haben wir die Straße betreten, da hat jeder von uns 3 Kinder an der Hand, die uns ein Stück begleiten, bis wir den nächsten Fernseher erreichen, der auf die Strasse gestellt ist.

„Wenn ich einmal groß bin, will ich auch nach Deutschland,“ - verkündet mir ein 5-Jähriger.

Im Fernsehen gibt es Soaps aus Brasilien, davor hat sich im Halbkreis eine große Gemeinde versammelt, 3 solcher Halbkreise sehe ich allein in der Rue 300 .

Straßenbeleuchtung haben die Menschen selbst geschaffen, viele Häuser haben eine Neonleuchte außen, die spärliches Licht spendet. Erst die geteerte Hauptstraße hat dann eine normale Beleuchtung. Wir können völlig ungestört – bis auf paar Begrüßungszeremonien – durch die dunklen Strassen gehen, ich habe kein Gefühl von Unsicherheit.

Mittwoch 28.3.

Heute sind erst einmal einige Versorgungsgänge wichtig, Geld tauschen im Supermarkt, zur Bank, zur Post, zur Bäckerei. Das war zuviel! Wir bleiben im Taxi hoffnungslos im Verkehrsgewühl der Innenstadt stecken. Mopeds links und rechts vorbei, dazwischen Handkarren, Fahrräder, Vieh, Straßenverkäufer, Frauen, die alles mögliche auf dem Kopf balancieren, Händler und Kinder. Überall, wo wir anhalten (oft an einer roten Ampel) kommen bettelnde Kinder, oft auch blinde alte Menschen, die von Kindern an die Autos herangeführt werden. Dazu muss man immer etwas Kleingeld in der Tasche haben, es ist islamisches Gesetz, den Armen zu geben. Die Armut ist erschreckend, sie ist auch nie zu übersehen, ich sehe Menschen, die in Abfällen stöbern, arme Kinder mit zerrissenen Kleidern und dicken Blähbäuchen, was wohl auf Proteinmangel oder Wurmbefall hin-

weist. Und dazwischen wieder große Autos und 4WD . Im Schritttempo kommen wir voran, auch Umwege helfen fast nichts. Post wird gestrichen, wir wollen ja mittags im Gabriel Touré sein, um den chirurgischen Chefarzt zu treffen.

Doch zunächst zur Bank, sie gleicht einer Festung und der Eingang ist im 1. Stock. Alles fast europäisch-sachlich-modern, es wirkt wie eine extraterritoriale Insel mitten in Afrika. Nur am Schalter eine Miniausgabe des üblichen Chaos.

Weiter zum GT, aber unsere Termine platzen, da die Ärzte nicht auffindbar sind. Also wieder nach Hause, so kommen wir zu einer Mittagspause, bevor gegen 15 Uhr

Die Fahrt nach Koutiala

beginnt. Dr Seydou hat sich frei genommen, um uns zu begleiten.

Bevor wir starten, übergibt er mir fertige Bedarfslisten des PMI-central und von 6 CSCOMs. Ich bin überrascht, das klappt ja.

Natürlich erfordert der Antritt der Fahrt eine Zeremonie: Sako zelebriert Mali-Tee , Christof hat einen Bananenmilchshake gemacht.

Um auf die andere Seite des Flusses – wie der Niger hier nur heißt – zu gelangen, benutzen wir die alte Nigerbrücke. 2km lang, einspurig, führt sie zunächst durch ein wildes Felsenmeer und dann überqueren wir 2 Flussarme, hier ist der Niger relativ schmal, dafür ist die Strömung größer. Alles ohne jedes Geländer zur Seite. Und natürlich Autos, Mopeds, Lastkarren, Vieh und Fußgänger. Es gibt Ausweichmanöver, die bis auf den Randstein führen, weil natürlich der Verkehr von beiden Seiten kommt. Aber irgendwie regelt sich auch dieses liebevolle Chaos und wir erreichen das andere Ufer. Dort stehen viele Frauen am Ufer und waschen Wäsche. Noch über die Staumauer des kleinen Wasserkraftwerks und wir erreichen die Hauptstrasse nach Segou – der alten Hauptstadt Malis.

Eintönig wird die Landschaft, sobald wir die Stadt verlassen haben. Erst kommt eine Art Felsenmeer, danach relativ dichter Wald. „Dies ist Malis größtes Waldgebiet, und hier ist Abholzen verboten,“ erklärt mir Sako, unser Fahrer. Und dann nach 59 km erreichen wir die Buschsavanne, die uns bis ins 450 km entfernte Koutiala begleiten wird. Sandiger Boden, durchmischt mit staubiger Erde, einzelne große Bäume, dazwischen immer wieder knüppelartiges Buschwerk. Vereinzelt Baobabs – die für Afrika so typischen Affenbrotbäume. Damit hat der Staat Niger es geschafft, seine Waldfläche um 10 % zu erhöhen, indem er die Bäume den Leuten als Eigentum gegeben hat. Die Früchte kann man essen, aus den Blättern Fasern herstellen. Der Baobab verliert seine Blätter zu Beginn der Trockenzeit und entzieht dann dem Boden auch viel weniger Wasser als jeder andere Baum. Das ist ideal für den Sahel – diese Trockenzone am Südrand der Sahara. Jetzt jedoch in der Trockenzeit wirken sie wie hilflose Riesen, die mit ihren Armen im Himmel herumfuchteln, manchmal auch wie Gnome mit ihrem dicken Stamm und den relativ dünnen Ästen.

Wir passieren einige Dörfer, meist entlang der Straße gebaut und alle vor dem Verkehr geschützt durch „lying policemen“, einfache Erhöhungen in der Strasse, die man höchstens mit 30 Km/Stunde passieren kann, will man nicht einen Achsbruch riskieren. Angekündigt werden diese Sperren durch ein Verkehrszeichen mit zwei nebeneinanderliegenden gerundeten Doppelhügeln. „Achtung, Busen!“, wird das im Auto nur kommentiert, da passt jeder mit auf, wollen wir doch unser Ziel heute noch erreichen. Dieses Verkehrszeichen ist wohl das einzige, das in Mali wirklich ernstgenommen wird. Für die Dörfer sind diese Einrichtungen ein Segen. Denn trotz dieser Einrichtungen wundere ich mich, mit welcher hoher Geschwindigkeit hier selbst im dicksten Gewühl gefahren wird.

Es geht aber auch sehr respektvoll zu, LKWs signalisieren fast alle durch Rechts- oder Linksblinken, ob man überholen kann.

Die Dörfer wirken sehr ärmlich, Staub, Sand, Lehmbauten, teils eingefallen und dazwischen Ziegen, Abfall, Hunde und Kinder, Kinder, Kinder. Viele Verkaufsstände reihen sich an der Strasse, es werden Früchte, Gemüse, Nüsse angeboten. Große Stapel mit Knüppelholz lagern neben Strohballen und später in der Nähe von Koutiala auch Baumwollsäcken. Sobald ein Bus hält, drängen sich Dutzende von Verkäufern an die offenen Fenster und verkaufen Ess- und Trinkbares. Es ist wieder eine Vielfalt von Farben, die kaum zu übertreffen ist. Selbst in dem Gedränge um einen Bus herum werden die Angebote von den Frauen auf dem Kopf balanciert, in der Hand immer einen kleinen Plastikimer, auf dem sie das Kopftablett jederzeit absetzen können, um den Kunden aussuchen zu lassen und einen Verkauf zu tätigen.

Am Rande der Dörfer finden sich oft Gruben, in denen Lehmziegel produziert werden, in der Tiefe sammelt sich Grundwasser.

In einem der Dörfer steht – wie ein Fremdkörper – eine gut eingezäunte Solaranlage zur Stromerzeugung. Die meisten Dörfer haben keinen Strom. Trotzdem seltsam, hier mitten in der Savanne: Solarzelle neben Lehmziegel !

Die ständigen Polizeikontrollen können wir als Privat-PKW mühelos passieren, Busse müssen halten und werden sofort von fliegenden Händlern umringt. Oft steht nur ein leeres Ölfass in der Mitte der Strasse, statt eines Schlagbaumes, aber immer erscheint sofort ein Polizist, der es wegrollt, damit wir passieren können.

Gegen 18 Uhr haben wir Segou erreicht. Hier findet sich der typische sahel-sudanesisches Baustil mit hohen Lehmbauten, aus denen die Holzenden der Trägerbalken immer einen halben Meter frei herausragen. Das gibt eine optische Strukturierung der Fassade, da alle 50 cm ein solches Holzende herausragt und das auf jeder Etage. Außerdem ist es sehr zweckmäßig, weil diese Holzenden als Trittstufen für die Arbeiter dienen, wenn nach der Regenzeit Reparaturen an der Fassade ausgeführt werden müssen. Lehmziegel sind da nicht so widerstandsfähig gegen Wasser. Diese Bauweise verleiht der Stadt ihren besonderen Charakter.

Als wir anhalten, um eine Pause zu machen, sind wir sofort von bettelnden Kindern umringt. Sie sind immer kenntlich an den Blechdosen, die sie unter den Arm geklemmt mit einem Band über der Schulter tragen. Es sind bestimmt 20, aber auch sie halten einen gewissen Respektsabstand. Ich esse nichts, das würde ich angesichts dieser Kinder mit ihren tieftraurigen Augen nicht herunterbringen. Also nur Wasser getrunken, aber das reichlich. Bei der Weiterfahrt wird es langsam dunkel und Sako gibt viel Gas, um noch möglichst viele Kilometer im Hellen zu schaffen. Fahrten in der Dunkelheit sind gefährlich, weil viele unbeleuchtete Fahrzeuge, Moped, Karren, Vieh oder auch Fußgänger auf der Straße unterwegs sind.

Aber 40 km hinter Segou passiert es – ein scharfes metallisches Klackern und Schlagen direkt vom Getriebe unter uns. Wir halten sofort an. Sako unter das Auto. „Tja“, sagt er, als er nach einer Weile wieder auftaucht, „da ist die Verbindung zwischen Getriebe und Kardanwelle defekt.“ Per Mobiltelefon – es ist das von Christof, da die meisten Afrikaner oft nur wenig „Kredit“ auf ihrem Telefon haben – Kontakt mit der Werksatt in Bamako. Ich wundere mich, dass hier draußen „mitten im Nirgendwo“ ein Mobiltelefon funktioniert. Die sagen, er solle einen Moment warten und dann vorsichtig erneut versuchen. Gesagt, getan. Nutzt aber nichts, das gleiche Ergebnis. Nun ist guter Rat teuer. Was machen wir? Keiner hat Lust die Nacht hier in der Wildnis zu verbringen.

„Wer Gutes tun will, dem hilft Gott.“

Also beschließen wir, den nächsten Bus anzuhalten, ob er Seydou, Christof und mich, mit nach Koutiala nehmen kann, während Sako das Auto bei einem naheliegenden Gehöft unterstellt und in Segou dann versucht, das Ersatzteil zu bekommen.

Da kommt auch schon ein Bus, aber der fährt glatt durch. Wir wissen nicht, ob er uns nicht gesehen hat oder nicht wollte oder konnte. Inzwischen ist es komplett dunkel.

1 Minute später kommt wieder ein Fahrzeug und hält an. Es ist ein großer grüner alter Mercedes-PKW, in dem eine Mann und eine Frau sitzen. Seydou und Sako verhandeln und nach kaum einer Minute rufen sie: „Wir haben unendlich Glück. Dieser Mann fährt nach Koutiala und ist bereit uns drei mitzunehmen. Aber wisst ihr, was noch toller ist?“, fragt Seydou, „er ist Arzt.“ – „Gott hat es gefügt“, sagt Sako.

Also Gepäck umgeladen und alle 3 auf die Rückbank.

Seydou und Dr. Sikasso – unser Retter – unterhalten sich lebhaft, entdecken gemeinsame Bekannte und natürlich ist Medizin das Thema. Da es etwas eng ist auf der Rückbank, wechsle ich des öfteren von einer Po-Backe auf die andere. Plötzlich halt Sikasso an:

„Docteur, komm nach vorne, da sitzt du bequemer.“ Und schickt seine Begleiterin auf die Rückbank zwischen die beiden Männer. Bin ich hier wirklich in einem islamischen Land? Ich protestiere, hilft aber nichts. Und so fahre ich als Beifahrer bequem nach Koutiala. Das ist es wohl, was Naomi – die Schweizer Ethnologin – später als die Großzügigkeit und Freundlichkeit der Malier bezeichnen wird.

In rasender Fahrt und mit viel Gottvertrauen erreichen wir nach 2 Stunden Koutiala.

„Das ist der letzte Busstopp vor dem Busch,“ so charakterisiert Christof die Stadt.

Dr. Sikasso setzt uns direkt am Hotel ab, so dass wir praktisch zur gleichen Zeit da sind, als hätten wir mit Sako weiterfahren können. Wir bedanken uns herzlich.

„Sag mal, glaubst Du das wirklich, was hier passiert ist?“

fragt mich Christof, als wir das Hotel betreten. „Wenn ich das in einer Kurzgeschichte geschrieben hätte, hätten die Leute nur gesagt: „Wie abgeschmackt!“, aber das ist jetzt wirklich passiert!“

Das Hotel ist einfach und sauber, und es hat Klimaanlage, die ich auch heute nacht laufen lasse – trotz des enormen Lärms, den die altersschwache Maschine von sich gibt.

Sogar ein Fernseher wird in mein Zimmer getragen. Aber den werde ich kaum brauchen. Der Geruch von Desinfektionsspray liegt im Zimmer: „Ah, desinfiziert“, sagt Christof. Sie haben es also „moskitofrei“ gesprayed. Das ist ein übliches Verfahren, ebenso wie Fliegengitter als Mücken- und vor allem Malariaschutz. Am nächsten morgen sehe ich den Grund – mindestens 20 tote Moskitos zieren den Fußboden meines Zimmers. Ich habe keinen Mückenstich.

Das Klima hier in Koutiala ist deutlich kühler als in Bamako, so wird das Abendessen im Garten des Restaurants „Pol verte“ eingenommen. Ich sitze im Freien und schwitze nicht. Eine neue Erfahrung.

In diesem hübsch angelegten Gartenrestaurant essen wir Hähnchen und Pommes und trinken 1 Flasche Bier – wir Europäer. Dr. Seydou trinkt keinen Alkohol, ebenso wenig wie der Besitzer unseres Hotels, ein Freund von Dr. Seydou, den er mitgenommen hat. Christof ruft Mahammadou an, den Lehrer der Schule in Wélenguena, die wir morgen besuchen werden. Der kommt auch zügig, er wohnt in der Stadt. So speisen wir zu fünft, werden sehr satt und ich bezahle im Endeffekt 17 Euro für alles, und es war gut.

„Stubs mich mal, ob ich wirklich hier bin ,“ sagt Christof, das Wunder der Landstraße lässt uns nicht los.

Zufrieden und müde sinken wir ins Bett, Dr. Seydou macht noch ein „defilee“, was dann in einer Eheberatung bei Freunden, die sich scheiden lassen wollen, endet um 4 Uhr früh. Koutiala ist die Heimatstadt von Seydou, er kennt hier noch viele Leute.

Donnerstag 29.3.

Das Frühstück ist einfach, Brot, Butter, Marmelade und Nescafe als Einzelportionspäckchen. Alle treffen ein. Für heute Morgen hat Dr. Seydou einen Termin beim Bürgermeister organisiert.

Koutiala hat 100 000 Einwohner, aber in der Umgebung leben weitere 400 000 Menschen. Es ist der drittgrößte Siedlungsbereich in Mali. Hier in der Gegend wird hauptsächlich Baumwolle angebaut. Heute ist Markttag. Aus der Umgebung sind viele Menschen in die Stadt geströmt. So wird es voll, als wir durch die Straßen zum Rathaus gehen. Marktstände überall – auf dem Boden, auf kleinen Ständen, Tablett auf Plastikeimern, oder auch Waren kunstvoll zu Türmen aufgeschichtet. Dazwischen alle erdenklichen Verkehrsmittel und wir. Plötzlich biegt Seydou ab in eine Markthalle – denke ich. Aber darüber steht „hotel de ville“ – also Rathaus. Dass dieser Landstrich nicht reich ist, ist nicht zu übersehen. Viele kleine Schreibtische mit Menschen davor, dann betreten wir den Sitzungssaal des Gemeinderats. Düster, ein riesiger ovaler Tisch, drum herum mindestens 40 Stühle, die sorgfältig mit einem umlaufenden Draht gegen „Fluchtgefahr“ gesichert sind.

Der Bürgermeister Oumar Bah Dembele empfängt uns,

ein würdiger Mann mit bedächtiger Sprechweise, wir stellen uns kurz vor. Er freut sich, dass wir das Referenzzentrum besuchen wollen. „Das hat es bitter nötig,“ sagt Herr Oumar Bah Dembele, „ein Hospital zu bauen, wäre das Wichtigste. Pläne existieren bereits. Aber Koutiala ist keine Provinzhauptstadt und hat keinen Anspruch auf ein Hospital. Wir können den Plan der Regierung nicht ändern.“ Als wir dann noch erzählen, dass wir die Schule in Wélégena besuchen wollen, bekommt sein Gesicht einen schwermütig-depressiven Ausdruck: „Wir haben bis zu drei Klassen in einem Raum hier in der Stadt. 5000 Kinder pro Jahr, wer kann schon soviel Schulen bauen ??“ Er bietet seine e-mail-Adresse als Kontaktadresse an, da das Referenzzentrum keinen Internetzugang habe. Wir verabschieden uns. Er stellt uns seinen Wagen samt Fahrer zur Verfügung für die Fahrt zum Referenzzentrum und nach Wélégena. Das Auto ist ein 4WD gespendet von der Schweizer Entwicklungshilfe. Wir bezahlen das Benzin.

Der Stadt Koutiala hat 36 Bezirke, aber nur 4 CSCOM und 2 Privatpraxen. Eigentlich sollte jeder Bezirk ein CSCOM haben, oder an einem Zusammenschluss mehrerer Bezirke teilnehmen. Es ist nicht ungewöhnlich, dass Patienten zu Ultraschalluntersuchungen nach Bamako überwiesen werden.

Koutiala hat kein eigenes Krankenhaus,

da es keine Provinzhauptstadt ist, steht der Stadt das nicht zu. Und das in einer der bevölkerungsreichsten Gegend Malis! Es hat nur ein Referenzzentrum – das „CdR Central“ -

mit „chirurgischem Block“, Gynäkologen und einigen weiteren Fachärzten. Ca. 10 Ärzte arbeiten hier. Das Gelände ist groß, bebaut mit einigen Gebäuden.

Dr. Mahamadou Traoré, der Chefarzt, empfängt uns. „Hier fehlen die wichtigsten Dinge“, berichtet er, „Betten, Bettwäsche, Narkosemittel, Adrenalin für die Notfalltherapie, Blutdruckgeräte. Ein Techniker kommt alle 6 Monate aus Bamako vorbei und schaut alle Geräte nach. Wenn zwischendurch etwas kaputt geht, müssen wir es selber machen oder darauf verzichten.“

Wir erhalten eine kleine Führung, im Labor ist derzeit keine „Biochemie“ möglich, weil auch hier das Wasserbad defekt ist, ich sehe ein Mikroskop und ein Photometer (Spectrumlab 22). Lediglich die wichtigsten bakteriologischen Tests könnten sie zur Zeit machen.

Ein Kaiserschnitt bei Tageslicht und Handabsaugung

Im chirurgischen Block wird gerade ein Kaiserschnitt durchgeführt – bei Tageslicht. Es gibt keine Op-Lampe. Zur Absaugung von Blut aus der Bauchhöhle wird ein tennisballgroßer roter Pumpball mit aufgesetzter Pipettenspritze verwendet. Elektrische Absauger sind nicht vorhanden. „Respekt vor den Kollegen, die unter solchen Umständen arbeiten.“, entfährt es mir spontan.

„Auch ein vernünftiger Op-Tisch fehlt“, ergänzt der Chefarzt noch. „Das Schlimmste aber ist der Mangel an Verbrauchsmaterialien, aber danach kann man ja keinen Partner fragen“, kommt resigniert der Nachsatz.

Wir verabschieden uns und als die freiliegenden Elektrokabel auf der Außenwand des Labors sehe, weiß ich, dass es hier eigentlich an allem fehlt.

Die Schule, die es nicht gibt, nur in der Wirklichkeit...

Jedenfalls nicht in einem staatlichen Plan. Wir fahren hinaus nach Wéléguena, ca. 15 Km von Koutiala entfernt im Busch. Auf rot-staubiger Piste geht es zunächst durch einen Mango-Hain, es sind nur Fußgänger, einzelne Radfahrer und Eselskarren unterwegs. Die Menschen befinden sich auf dem Rückweg vom Markttag. Danach folgt Buschsavanne. An einer kleinen Moschee treffen wir Mahammadou, den Leiter der Schule, der uns die letzten Kilometer zur Schule führt. Das hätten wir alleine nie gefunden, hier sieht für uns alles gleich aus.

Mahammadou Coulibaly, der Leiter der Schule, ist gelernter Elektriker und hat 3 vierzehntägige Kurse in Bamako absolviert, das ist seine Ausbildung.

Überall vereinzelte Gehöfte aus Lehm mit den typischen runden Hirsespeichern.

Und dann steht sie plötzlich vor uns – die „Ecole de Wéléguena II“ in Noupasso.

Gebaut aus Beton und sauber angestrichen.

Sie wurde gebaut auf Initiative der Eltern, als es eine gute Baumwollernte gegeben hatte, ohne Zutun oder Geld vom Staat. Im Jahre 2003 wurde der erste Klassenraum gebaut, in 2005 der 2. und in 2006 der 3. Klassenraum.

Das ist die ganze Schule, je 2 Klassen in einem Raum. Kein Wasser, keine Elektrizität. Ein Drittel der Schüler sind Mädchen. Die Eltern bezahlen auch die drei Lehrer, indem jedes Kind 1000 CFR (1,50 Euro) Schulgeld pro Monat zahlt. Das Einkommen des Lehrers beträgt 35 000 CFR (ca. 55 Euro), von Juni bis August ist die Schule wegen der Regenzeit geschlossen, und da erhält er auch keinen Lohn. Manchmal muss er auch einige Monate auf sein Geld warten, wenn die Baumwollernte schlecht war.

„Keines dieser Kinder wäre je zur Schule gegangen..“

Sie haben 12 Schulbücher, die ihnen UNICEF gespendet hat. „Und oft haben wir nicht einmal genug Papier zum Schreiben.“ Die Schule hat jetzt in ihren 6 Klassen 140 Schüler. Das sind gut die Hälfte der Kinder des Einzugsbezirks. „Die anderen werden bei der Feldarbeit gebraucht“, erklärt mir Madou später in Bamako, „aber es hat ein Umdenken begonnen. Die arbeitenden Erwachsenen haben die Initiative ergriffen in dieser Gemeinschaft von ca. 100 Familien. Sie haben dieses Projekt dann dem Ältestenrat vorgeschlagen, und der hat es angeordnet. Mein Bruder ist Ingenieur in Sikasso, er hat die Konstruktionspläne gemacht. Es gibt eine Gemeindekasse, in die jeder nach seinem Vermögen einzahlt, in Geld, Arbeit oder auch Tieren. Die Arbeiten wurden von der Dorfgemeinschaft ausgeführt.“

Es erwartet uns eine Riesenschar Kinder – wir sind die Sensation. „Nach mir bist du der 2. Weiße, den diese Kinder je gesehen haben“, sagt Christof zu mir. „In der Schule lernen sie französisch, aber ich bin der erste, den sie je gehört haben, der diese Sprache auch spricht.“ Wir gehen in den Klassenraum, die Kinder kommen mit. 8-10 drängen sich in jede der einfachen Schulbänke. Einen Tisch für den Lehrer und eine große Wandtafel – als Putz oder Anstrich fest angebracht auf der Kopfseite des Raums – das ist die Ausstattung des Klassenraums. Durch die offenen Fenster weht beständig ein leichter Wind herein. Wir übergeben unsere Geschenke, Schulhefte und viele Stifte. Dabei werden wir dicht umlagert. Seydou in seiner charismatischen Art hält eine kleine Ansprache. Die Kinder zeigen große Disziplin und reagieren auf jedes Handzeichen ihres Lehrers.

Französisch wird ab der ersten Klasse unterrichtet, dies ist für die Kinder eine Fremdsprache. Zu Hause sprechen sie Bambara, diese Sprache besitzt auch eine eigene Schrift, so dass die Kinder 2 Arten zu schreiben und eine Fremdsprache von der ersten Klasse ab lernen müssen. Eine enorme Herausforderung.

Inzwischen werden 2 Ballphone und 2 Trommeln herbeigeschafft. Es gibt Musik zu unseren Ehren. Und die Kinder gehen mit im Rhythmus und tanzen teilweise dazu. Eine sehr rhythmische, teils schwermütige, dann aber auch wieder fröhliche Musik- der Mali-Blues. Hier aus dieser Gegend Afrikas muss der Blues ursprünglich hergekommen sein.

„Es ist eine Ehre, dass ihr da seid, dass es Leute gibt, die sich für uns interessieren...“

Mahammadou

„Was wünscht ihr Euch für die Zukunft eurer Schule frage ich?“

„Material, aber am wichtigsten wäre eine Toilette. Wenn ich als Lehrer jetzt mal muss, muss ich einen Kollegen bitten, Aufsicht zu führen, sonst stehen die Kinder alle am Fenster und gucken. Aber auch hygienischen Gründen wäre das gut. Und ein kleines Büro, wo man mal Dinge einschließen könnte, die notwendigen Verwaltungsarbeiten durchführen und ein 4. Klassenraum für die Jahrgänge 7 und 8.“

Die Musik verstummt, wir verabschieden uns und ich denke, es gibt doch richtig positive Dinge in Afrika. Soviel Selbsthilfe, aber vor allem die neue Art des Denkens, Erziehung für wichtig zu halten, statt die Kinder aufs Feld zu schicken, aber auch die Initiative zu ergreifen und nicht darauf zu warten, dass der Staat oder sonst wer was tut...

Im Herausgehen bemerkt Mahammadou noch: „Alle 2 Wochen kommt auch ein Arzt zur Schule.“ – „Ein Arzt?“, frage ich verblüfft. „Ja, er ist jetzt auch hier.“ Und er macht uns bekannt mit Daonda Koné. In mein Notizbuch schreibt der:

„Docteur – Aide Sognant.“

Das übersetzt man wohl am besten mit Behandlungspflege. Er hat 6 Monate Ausbildung erhalten und bereist jetzt die Dörfer. Seine Ausrüstung besteht aus einem Blutdruckgerät, 4 Scheren, einigen Aspirin- u. Malariatabletten. Die Umhängetasche, die das alles beherbergt, ist alt und zerschlissen. Wir nehmen ihn mit nach Koutiala, ich verspreche ihm den Inhalt meiner Reiseapotheke. Alles, was mir für ihn brauchbar erscheint, sortiere ich aus, alle Schmerzmittel, Lariam, Mittel gegen Durchfall, Salben und Cremes. Seydou setzt sich dazu und überreicht ihm jedes Medikament einzeln: „Das ist Ibuprofen. Wofür ist das?“ Und nimmt ihn richtig ins Examen. Am Ende ist er zufrieden und sagt: „Der Kerl ist gut.“ Der Barfußarzt, das erscheint mir noch die beste Bezeichnung für ihn, freut sich und fragt ganz bescheiden nach einer neuen Tasche und eventuell einem kleinen Schrank, um seine Medikamente zu Hause drin aufzubewahren. Seydou ergänzt: „Was er dringlich bräuchte, wäre Alkohol zum Desinfizieren, Diclofenac, Verbandszeug und Betaisadonna.“ Da fallen mir die vielen unbenutzten Autoverbandskästen in Deutschland ein – die wären ideal.

„Wenn es hier dunkel wird, dann ist es richtig dunkel“.

Von der Schule fahren wir noch zum Hof von Madous Eltern, wir betreten den Innenhof durch ein kleines Haus voller kultischer Gegenstände u.a. ein Ballaphon, das nur gespielt wird, wenn jemand verstorben ist. Der Innenhof besteht aus gestampftem Lehm, er wird umrahmt von einigen Gebäuden. In der Mitte des Hofes die Feuerstelle und ein Sitzplatz unter einem Sonnendach.

Wir werden herzlich begrüßt. Die ganze Familie ist da. Essen gibt es bei Madous Bruder, 2 Häuser weiter. Reis mit Huhn, alle sitzen zusammen um eine große Schüssel, gegessen wird mit der Hand.

Ein junges Mädchen kommt. „Das ist Mädchen mit dem kranken Busen. Vor 1 Monat war der total entzündet,“ berichtet Christof. Sie ist dann behandelt worden. „Und wie geht es dem Busen heute?“ fragt Christof. Sie antwortet nicht, tritt stattdessen vor und hebt ihr T-Shirt hoch, so dass jeder sehen kann, wie prächtig gesund dieser junge Busen wieder ist. „Ein Busen hat in Afrika nicht die sexuelle Bedeutung wie bei uns“, klärt mich Christof auf. Ich möchte nicht wissen, wie viel Fehlschlüsse ich aufgrund meiner europäischen Denk- und Sichtweise gezogen hätte, wäre ich ohne ihn unterwegs gewesen. Danke an dieser Stelle für die hervorragende Einführung in das Land! Afrika ist doch sehr verschiedenen von Europa, und doch sind es die gleichen Menschen.

Im Dorf gibt es einen Brunnen, das einzige, was die Regierung je für das Dorf getan hat. Wenn der in der Trockenzeit kein Wasser mehr hat, müssen die Frauen 3,5 km weit laufen bis zum nächsten Wasserloch. Alles ist Lehmarchitektur, die runden Hirspeicher, die Häuser, umgeben von einer hohen Mauer und Ornamenten über der Eingangstür. Es liegt Holz gestapelt herum. Die Bäume stehen weit auseinander. Es gibt keine Elektrizität. Als ein leichter Wind aufkommt, weht eine Staubfahne durchs Dorf.

Christof erhält auf seinen Wunsch noch ein neues Huhn für seinen Hühnerstall. Von jetzt ab reisen wir mit Huhn, was aber niemanden weiter stört, ist wohl ganz normal hier. „Diesem Huhn gebe ich den Namen Assa, alle meine weiblichen Hühner heißen nach Frauen, die ich kenne.“ Na prima, und sie alle leben mit männlichen Diktatoren zusammen – die Armen. So entsteht dann das Foto eines europäischen Schriftstellers, der mit Koffer in der Hand das Hotel verlässt und auf dem anderen Arm das Huhn „Assa“ balanciert. Die findet

es bei unserer Rückkehr nach Bamako übrigens gar nicht schlimm, dass ein Huhn nach ihr benannt worden ist. Ganz im Gegenteil, sie empfindet das als Ehre.

Zurück in Koutiala rufen wir Sako an, was mit dem Auto ist. Er ist fertig mit der Reparatur und 50 km vor Koutiala. Auf dem Weg zum Mittagessen darf ich meine Reisetasche nicht selbst tragen. Seydou trägt sie. „Protestier nicht“, sagt Christof, „das gebietet der Respekt vor dem Alter, auch wenn du nur 1 Jahr älter wärest, müsste er das tun.“ Also Mittagessen im „Pol verte“, Pommes und halbes Huhn. Als das Essen auf dem Tisch steht, trifft Sako ein, für ihn hatten wir gleich mitbestellt.

Bevor wir wieder Richtung Bamako starten, besuchen wir Dr. Sikasso – unseren Retter von gestern Abend. Er betreibt eine private Praxis für Allgemeinmedizin. Wir finden ihn in seinem Sprechzimmer, neben einem Ultraschallgerät. Wir bedanken uns herzlich, ich überreiche mein Taschenmesser und 4 Cool-Packs als Geschenk.

In 5 Stunden fährt uns Dr. Seydou, der den völlig übermüdeten Sako ablöst, zurück nach Bamako, wo wir gegen 20 Uhr eintreffen. Haby versorgt uns mit Essen, noch etwas trinken und die Ereignisse dieses Tages sacken lassen, dann ab ins Bett, ich schlafe sofort ein.

Freitag 30.3.

Am Vormittag besuchen wir Dr. Seydou in der „Maternité“, einem CdR jenseits des Flusses, wo er an diesem Tag Ultraschalluntersuchungen bei Schwangeren durchführt. Die Fahrt mit dem Taxi geht durch das längst vertraute Gewühl. Auf der Brücke geht es nur im Schrittempo voran. Dass die Mopeds einem nicht noch über das Dach fahren zum Überholen ist eigentlich erstaunlich- da wäre noch Platz. Die Chefin dieses Gesundheitszentrums wird von den Angestellten Frau Major genannt und das passt. Als sie mitbekommt, dass sie von uns eventuell Hilfe bekommen könnte, führt sie uns gleich herum. Alles ist „en mal condition“. Das finde ich nicht so. Eine Waage hat nur einen losen Wiegehebel, funktioniert aber. Am liebsten hätte sie alles neu gehabt und diktiert mir eine Liste, wobei als oberste Priorität Schreibtische prangen. Na denn. Die braucht wohl ein neues Büro, denke ich. Als wir ein Konsultationszimmer betreten, sitzt dort eine weiße Ärztin. „Frag, doch mal, wo die herkommt,“ fordert mich Christof auf.

„De donde viene, de Cuba?“

„Si, soy de Santa Espiritu.“ Und dann beginnt eine lange spanische Diskussion, wer wir sind, was sie hier macht. Frau Major passt das ganz und gar nicht, da sie nichts versteht. Seit 18 Monaten ist die cubanische Ärztin in Mali und 6 muss sie noch. Sie freut sich ungeheuer auf ihre Rückkehr. „Das schlimmste hier ist, dass die Leute alles bezahlen müssen. Das bin ich aus Cuba nicht gewohnt, das ist so schlimm, wenn sie kein Geld haben.“ Ich verstehe, dass hier jemand die Fortschritte Cubas schätzen gelernt hat, mehr als er es in Cuba je gekonnt hätte, weil da ja die Vergleichsmaßstäbe fehlen. 125 cubanische Ärzte und ein paar Techniker sind in Mali im Einsatz. Sie selbst wurde ohne jede Sprachkenntnisse losgeschickt. 6 Monate hat sie gebraucht, bis sie einigermaßen Französisch und Bamananko gelernt hatte. Sie sagt es zwar nicht, aber ich verstehe, dass Frau Major alles gebrauchen kann. Aber sie führt uns dann herum und zeigt mir einen gynäkologischen

Untersuchungsplatz, der nur aus einer Liege besteht – keine Spekula, keine Untersuchungsleuchte.

„Diese Begegnung ist der „missing link“ zu eurer Arbeit,“ betont Christof die Bedeutung dieses Treffens. Wir verabschieden uns wieder schnell, da alle hier viel zu tun haben, die Zeit und Muße, mit der wir in Cuba in Krankenhäusern herumgeführt wurden, hat hier keiner.

Wir fahren zum Kunstmarkt, wo es viele schöne Dinge zu erwerben gibt, tolle Stoffe, Trommeln, Schmuck und Masken. Es ist Freitag. Als wir ankommen, stehen alle Händler und beten. Da geht erst mal gar nichts. Die danebenliegende große Moschee überträgt den Gottesdienst per Lautsprecher in die umliegenden Viertel.

Als der vorbei ist, setzt schlagartig der übliche Handel wieder ein. Hier merkt man, dass Touristen häufiger vorbeikommen und dementsprechend wird gehandelt.

Im „Cafe Espresso“ wird der Körper wieder aufgemöbelt mit der Mischung von 1Espresso , 1 Croissant, 1 Soda und dazu 1Ananassaft, „the tropical sun of Africa“ wie die Dose verkündet. Ein wirklich guter Mittagsimbiss.

Doni,Doni – langsam,langsam

Zur Dämmerung setzen wir uns wie Afrikaner mit unseren Stühlen vor die Tür auf die Straße, um zu sehen, wer so alles vorbeikommt. Wir sind sofort von Kindern umringt und bald habe ich sie auf dem Schoß, unter dem Arm und fast auf dem Kopf. Meine Haare wollen sie alle befühlen, besonders die Mädchen. Die Haare sind ganz glatt, nicht kraus. Und die Haare am Unterarm entdecken sie auch als ungewohnt.

Aber irgendwann verfliegt das Interesse an uns. Aisha, Maie ,Baba und all die anderen spielen Fangen und Verstecken und Ball. Der Ball fliegt kreuz und quer und öfter in die Abwasserbrühe in der Mitte der Strasse. Aber das stört nicht, der trockene Staub bindet das Abwasser und schon bald fällt es als Klumpen ab. Ein viel größeres Problem sind gebrauchte Batterien, die überall herumfliegen und mit denen die Kinder spielen oder sie auch in den Mund nehmen.

Abends schauen noch Seydou und Haby rein, wir diskutieren alles noch einmal durch. Sie sind mir inzwischen beide freundschaftlich vertraut.

Samstag 31.3.

Ach ja, das Mikroskop, das ich aus Deutschland mitgebracht habe und das Heiner mit einer zweiten Lampenhalterung, die geeignet ist für den Betrieb mit Autobirnen und natürlich auch den entsprechenden Autobirnen versehen hat. „Das ist ja schon fast genial“, kommentiert Seydou diese Idee. Aber das Mikroskop einfach mitnehmen und im PMI Central abgeben, das ginge nicht. Es sei

eine kleine Zeremonie

zur Übergabe vorbereitet worden. Wir sollen um 10 Uhr dort sein.

Haby, Seydou, Christof und ich sind um 10 Uhr da, die Ärzte des Zentrums haben ihre vornehmen Bubus angelegt, es kommt die Laborchefin – und dann um kurz vor halb elf der Bürgermeister der 3. Stadtbezirks. Über seinem Bubu trägt er eine Schärpe in den malischen Farben. Wir sagen etwas, Seydou hält wieder eine kleine Ansprache und der Bürgermeister auch. Dann überreiche ich das Mikroskop an den Bürgermeister, der es weitergibt an die Laborchefin. Die nimmt es und sagt: „Das gebe ich nie mehr wieder her.“ Und wiegt es wie einen Schatz in ihrem Arm. Dann lässt sie sich die Sache mit der Beleuchtung noch ganz genau erklären.

Der leitende Arzt nimmt mich beiseite: „Wenn ihr Spezialisten oder Techniker habt, also für Unterkunft und Verpflegung könnten wir schon sorgen. Wir müssten es nur drei Wochen vorher wissen.“

Seydou erzählt den Kollegen von unseren Erlebnissen in Koutiala mit dem Kaiserschnitt. „Ja,ja“, nickt der Chirurg, „und wahrscheinlich auch alles noch ohne Sauerstoff, den hatten die bestimmt nicht...“

Abends gibt es mein Abschiedsfest. Dazu Musik. Die wird selbst gemacht. Bank und Verstärker auf die Straße. Mikrofon, Madou spielt die Kora, ein zitherartiges Saiteninstrument, Christof E-Gitarre. Es sind Madous selbst geschriebene Lieder, die in die afrikanische Dämmerung herausschallen. Sie locken die Kinder an, aber die Erwachsenen bleiben auf Distanz, hören nur von ferne zu. Madou singt das Lied von der Armut:

„Wenn ein armer Mann arbeitet, dieser Arme, kommt dabei nicht heraus, was er denkt..“

Aisha, 12 Jahre alt singt das Lied: „Was soll bloß aus meinem Leben werden?“

Ein schwermütiger Abend mit Mali-Blues, aber auch tanzenden Kindern.

Haby bringt einen Mali-Anzug für mich als Geschenk und ein Kleid für Renate, Assa schenkt eine Kette und Ohrringe für Renate.

Danach gibt es brochette, unvergleichlich leckeren Fleischspießchen, darin ist Assa Meisterin.

Nachts um 3 geht der Flieger, als wir um 12 Uhr zum Flughafen fahren, zeigt ein Thermometer noch 34 Grad. Ich verabschiede mich von Sako und Christof, und gehe durch das Zeitentor zurück nach Europa. Im Gepäck Kinkeliba, Minze u. viele Erinnerungen an herzliche Menschen und vor allem - neue Freunde.

Essen, 20.4.07

Dr. med. H. Querfurt